Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. תדרכי נפשי עז Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang. Cincinnati, O., den 3. December 1886. Nummer 23

Ein deutscher Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel“.

(Fortsetzung.)

„Ich hasse ihn mit der ganzen Macht meiner Seele, ich würde jubeln, wenn er zum schimpflichen Tode verurtheilt würde, er hat mich gedemüthigt, das kann und wird ein Laubeck nie vergessen; aber es wäre ein unverzeihlicher Fehler von uns, wenn wir unter uns seine Größe leugnen und ihm Fehler andichten wollten, die er nicht besitzt; es wäre das die gefährlichste Selbsttäuschung. Nein, Oppenheim würde nie Würtemberg verrathen — und ich habe den Muth, das offen auszusprechen. Beweise gegen ihn können nur durch Fälschung erbracht werden! Ich will mich so kurz als möglich aussprechen, wie wir hierin zu verfahren haben:

Frankreich ist die einzige Macht, von der es denkbar wäre, daß Oppenheim in ihrem Solde stände. Es müssen chiffrirte Depeschen hochverrätherischen Inhalts, welche genau Oppenheims Handschrift tragen und an Grafen Segur adressirt sind, von Frankreich aus anonym an den Herzog gesendet werden. Diese müssen über Oppenheims Schuld nicht den leisesten Zweifel lassen. Abschriften davon gelangen an einige Landschaftsmitglieder und diese denunziren daraufhin Oppenheim beim Herzog und legen die Copien vor. Die Frau Herzogin wird“, Laubeck stockte und blickte verlegen zu Boden, „wohl im Stande sein, Grafen Segur zu bestimmen, auszusagen, der Minister hätte hochverrätherische Verbindungen mit ihm anzuknüpfen versucht. Die Herzogin wird um so geneigter sein, dem Lande diesen wichtigen Dienst zu leisten, als sie sich hierdurch nicht nur an Oppenheim rächen, sondern der Herzog dürfte dann wieder den schönen Grafen an den Stuttgarter Hof berufen, was der Frau Herzogin, die französische Sprache und Sitte liebt, gewiß nicht unangenehm sein wird.... Ist Oppenheim beseitigt, dann, glaube ich, wird es uns unschwer fallen, uns mit dem Herzog zu verständigen; — der ist weniger Idealist, — er wird, wenn er keinen Schaden darunter leidet, nichts dagegen haben, wenn wir die Last der Abgaben, die der Jude uns auflegt, auf die Schultern der Bauern und Bürger laden, und wird auch diese Stände weniger gegen uns schützen, als dies bisher geschehen. Das ist ein Plan, der unter allen Verhältnissen leichter ausführbar, und ein Mißlingen kaum denkbar, jedenfalls weniger gefährlich ist. Sollte es gegen alles Vermuthen Oppenheim doch gelingen, jeden Verdacht von sich abzuwälzen, so können wir, wenn die Sache gut eingeleitet wird, von jedem Verdachte der Fälschung frei bleiben.“

Laubecks schurkischer Plan war den bisher vorgelegten nach jeder Richtung vorzuziehen; aber Laubeck wollte seine Angriffe nur gegen Oppenheim richten, damit war weder Röder noch Geisberg und Tafinger gedient. Röder haßte auch Remchingen, so lange dieser auf seinem Platze blieb, konnte jener nicht den Posten eines Generalleutenants, den er ambitionirte, einehmen. Röder wollte überhaupt nur einen Weg einschlagen, und zwar denjenigen, der ihn zu den höchsten Ehrenstellen führte; — und dieser war nur an der Hand Preußens zu gehen. Der sinnberückende Gedanke, den ihm seiner Zeit der als dummer Junker von Kosewitz verkleidete Graf Schwerin eingeflößt, machte ihn noch heute trunken. „Herzog-Statthalter Seiner Majestät des Königs von Preußen in Würtemberg!“ das klang noch heute schmeichlerisch vor seinem geistigen Ohre fort und fort, und er erhob sich jetzt, ein siegesgewisses Lächeln in seinen Zügen, das voraussehen ließ, er werde nun alles, was bisher gesprochen, mit einem Athemzuge umblasen, und mit einer neuen, noch nie geahnten Idee alle Versammelten überraschen.

„Meine Herren“, begann er, „ich bin ein Mann des Schwertes und nicht der Feder und des Wortes. Ich will mich kurz fassen. Das, was Herr von Laubeck vorschlug, ist, abgesehen davon, daß selbst sein Gelingen uns nur Halbes, Unvollständiges bieten würde, noch weniger ausführbar, als die andern Pläne, welche ebenso wenig den Beifall der Versammlung errangen. Wenn Herr von Laubeck glaubt, daß es nicht gerathen sei, mit schwachen oder unzuverlässigen Bundesgenossen uns auf unsere Waffen zu verlassen, weil dem Herzoge größere und bessere Streitkräfte zur Verfügung stehen, so glaube ich, daß es ebenso wenig möglich ist, dem klugen Oppenheim auf dem Wege der Intrigue beizukommen. Oppenheim ist entschieden der klügste Mensch, den ich je in meinem Leben gesehen, in einem Geisteskampfe mit diesem müßten wir, wie ich glaube, vollkommen unterliegen. Vor Allem muß ich bemerken, daß Graf Segur, ein alter Edelmann von makellosem Charakter, sich zweifellos nicht zu einem Intriguenspiel herbei lassen wird, das auf einer offenbaren, ihm bekannten Fälschung beruht, — meine Herren, das thut kein französischer Cavalier!“

Röder ward von einem dumpfen Murmeln unterbrochen, die deutschen Edelleute mochten in dem Momente wohl doch fühlen, daß Laubeck etwas höchst Infamirendes vorgeschlagen.

„Geehrte Versammlung!“ rief Röder, der zur Annahme seines Vorschlages volle Einigkeit wünschte. „Wir müssen Alles aufbieten, um uns aus unwürdigen Banden zu lösen, und schon der hochwürdigste Herr Landesprälat sprach es aus, er, das Muster und Vorbild des ganzen Landes, der Zweck heiligt das Mittel! — allein wenn auch Segur diese Fälschung unterstützte, sie bliebe, ich versichere es mit meinem Ehrenworte, völlig wirkungslos. Es würde Oppenheim immer leicht werden, dem Herzoge die Wahrheit zu beweisen. Der Herzog hängt ebenso wie Remchingen mit voller Seele an ihm — und ein Hauch seines Mundes wirft alles das um, was Herr von Laubeck künstlich aufgebaut. — Ich, meine Freunde, ich hoffe, das Richtige gefunden zu haben, schon aus dem Grunde, weil es merkwürdigerweise allen den verschiedenartigen Anschauungen, die hier entwickelt wurden, entspricht. Unser scharfsichtiger Bilfinger hat verlangt, es sei mit der größten Vorsicht darüber zu wachen, daß wir das Staatsrecht und die Verträge auf unserer Seite haben. Die Herren von Geisberg, Excellenz, und von Laubeck wollen, daß wir nicht mit zu geringen Streitkräften und unzuverlässigen Bundesgenossen uns in einen Kampf einlassen, in dem wir voraussichtlich unterliegen, wo in keinem Falle ein Erfolg gesichert ist ... Ich anerkenne das und habe mir schon vor langer Zeit erlaubt, alle nöthigen Vorbereitungen zu vollenden. Ich habe mit den Mittheilungen bis jetzt gezögert, jetzt, wo der Jude unter dem Adel auch nicht einen Freund mehr hat, etwa Jaxthausen ausgenommen, der sein treuester Anhänger ist; jetzt, wo er sich die einflußreiche gräfliche Familie Schallberg zu Feinden gemacht hat, jetzt, glaube ich, ist es Zeit zu handeln. Ich glaube, mein Vorschlag wird allseitige, ausnahmslose Billigung finden. Wir Landstände Würtembergs wenden uns in einem Gesuche an seine Majestät den König von Preußen mit der Bitte, zu Gunsten der bedrängten evangelischen Glaubensbrüder in Würtemberg vermittelnd einzuschreiten. Dieses officielle Schriftstück muß in den achtungsvollsten Ausdrücken von unserem Souverain sprechen und das tiefe Bedauern ausdrücken, daß Fremde, sich zwischen ihm und dem Volke — gestatten wir uns in dieser Zuschrift diese etwas weitreichende Bezeichnung — drängend, die Ständevertretung zwingen, die Vermittlung eines befreundeten glaubensgenössischen Souverains anzurufen. Als Hauptbeschwerde geben wir zwei Punkte an, erstens, daß Volk und Landschaft es nur widerstrebend duldet, daß der Premierminister ein Jude, der höchstkommandirende Officier der Armee ein Katholike ist; zweitens, daß das Volk durch das Schutz- und Trutzbündniß des Herzogs mit dem Bischof von Würzburg in Angst versetzt und, — sagen wir vorläufig, es klingt das für Unterthanen etwas besser, — befürchtet, der Bischof beabsichtige, das Land nach und nach katholisch zu machen. Um die Belege, daß diese Absicht in dem Nachbarlande vorliegt, zu erbringen, könnten vielleicht die von Herrn von Laubeck angedeuteten Mittel in diesem Falle leichter angewendet werden, ich meine Falsifikate, die angeblich auf dem Wege von Würzburg nach Baiern von unseren Spionen aufgefangen wurden. — Nach den von mir mit einem Bevollmächtigten des preußischen Hofes gepflogenen Verhandlungen würde wohl Seine Majestät der König von Preuße eine Vorstellung an unsern Herzog richten und zur Unterstützung derselben in das nahegelegene Ansbach, mit dem Preußen einen Militärvertrag abgeschlossen, einige Regimenter einrücken lassen. Ich hoffe, der Ton der Vorstellung wird ein solcher sein, der unsern Herzog zu einer scharfen Antwort veranlassen wird, und selbst wenn Oppenheims Klugheit, unsere Pläne ahnend, in mildester Weise antwortet, so wird er doch in jedem Falle die Einmischung Preußens in eine interne Angelegenheit Würtembergs zurückweisen müssen und aus dieser Antwort wird es einem geschickten Berliner Diplomaten nicht allzu schwer werden, einen Zwist zu finden. — Tritt Preußen, ein fremder Staat, zu Gunsten unseres gedrückten Glaubens auf, rückt eine starke Armee plötzlich in unser Land, eine Armee, die zu unsern Gunsten kämpfen will und zu der kriegstüchtigsten und bewährtesten Europas zählt, und die auf jede beliebige Höhe, auch auf eine solche, welche die Truppenzahl des ganzen würtembergischen Heeres übersteigt, gebracht werden kann, — dann, meine Herren und Damen, ist der Ausgang, wie ich glaube, völlig zweifellos. Es kann sich ein gewaltiger Kampf entwickeln, und neben dreißigtausend Mann preußischer Kerntruppen mit genügender Artillerie und Cavallerie spielen zwei Regimenter und ein von Edelleuten aufgebrachtes Freicorps schon eine ganz andere Rolle.“

„Und was wäre das Resultat eines solchen Kampfes?“ frug Geisberg.

„Ich habe — natürlich vorbehaltlich der nachträglichen Genehmigung der Landschaft — folgende zwei Zielpunkte festgestellt. Erstens: Der Herzog abdicirt zu Gunsten seines Sohnes, und der Prinz von Würtemberg-Neustadt, als nächster Kronanwärter, verwaltet gemeinsam mit einem von der Landschaft gewählten Regenschaftsrathe bis zur Großjährigkeit des Erbprinzen das Land. Zweitens: Es versteht sich von selbst, daß alle Fremden, das heißt Nichtevangelischen“, wandte sich Röder erklärend an Bilfinger, „also der Jude Oppenheim und der Katholike Remchingen entfernt und ihre Stellen mit evangelischen Herren aus der Landschaft besetzt werden!“

„Dem Plane müßte ich, und wohl auch jeder von uns, unbedingt beistimmen“, meinte Tafinger, „wenn wir überzeugt sein können, daß Preußen mit aller Macht zu unsern Gunsten einschreitet, um so mehr als für diesen Fall wohl auch der deutsche Kaiser dem Preußenkönige nicht entgegentreten wird. Kaiser Carl VI. will die Genehmigung der großen europäischen Höfe zu der Erbfolge, die er einführen will, er wird sich in diesem Momente Preußen unter keiner Bedingung feindlich gegenüberstellen wollen; — aber ich muß offen gestehen, ich kann die Gründe nicht begreifen, die Preußen ver-

anlassen könnten, in eine so gewaltige Aktion einzutreten; Glaubenseifer traue ich dem eisernen König Friedrich Wilhelm nicht gar zu viel zu, — ich habe es schon gesagt, unsere evangelischen Fürsten sind mehr Fürsten als evangelisch."

Einen Augenblick spiegelte sich der Ausdruck der höchsten Verlegenheit in Röders Zügen ab. Er konnte es doch nicht eingestehen, daß er sein Vaterland an Preußen zu verkaufen beabsichtigte, um sich mit dem Herzogspurper zu bekleiden; — aber er war auf diese naheliegende Frage vorbereitet und antwortete nach einer kurzen Pause, um seine Verlegenheit zu bemänteln, um so rascher:

„König Friedrich Wilhelm hat hierfür mehrfache Gründe, einmal beabsichtigt er, sich als Schutz und Hort des evangelischen Glaubens, gewissermaßen als Haupt der Protestanten in Deutschland zu geriren, dann liebt er die Nähe eines solchen Kriegshelden wie Carl Alexander nicht in der Nähe Ansbachs, auf das Preußen das Heimfallsrecht erlangte; es könnte dem Herzoge doch eines schönen Tages einfallen, zu finden, daß Ansbach besser zu dem benachbarten Würtemberg als zu dem entlegenen Preußen passe, und will lieber eine Regierung in Würtemberg, die ihm zu Dank verpflichtet ist, als einen Fürsten, der es später vielleicht, von Oesterreich unterstützt, versuchen möchte, sich mit dem norddeutschen Helden zu messen. Endlich würde Preußen einen kleinen Streifen Landes, der Ansbach abrundet, als gebührenden Lohn dafür, das Land von seinen Feinden befreit zu haben, fordern. Es wäre das nicht einmal ein Verlust für uns, König Friedrich Wilhelm hätte nichts dagegen, wäre uns vielleicht dabei behilflich, wenn wir das Verlorene durch ein Stück badensches Gebiet ersetzen wollten."

„Excellenz!" frug Geisberg, „haben Sie die Ueberzeugung, daß der König von Preußen auf unser Gesuch in der von Ihnen näher ausgeführten Weise eingehen wird? und darf ich mir wohl bei der ungeheuern Wichtigkeit des Gegenstandes und der schweren Verantwortlichkeit, die jeder der Unternehmer auf sich lädt, erlauben zu fragen, in welcher Weise Sie zu dieser Ueberzeugung gelangten?"

„Ich hatte schon vor zwei Jahren, als ich die Verwandten meiner Frau in Brandenburg besuchte, Veranlassung genommen, mit den einflußreichsten Personen am Berliner Hofe über unsere Angelegenheiten zu conferiren. Mir wurde", log Graf Röder weiter — daß Graf Schwerin incognito als Baron Kosewitz vom Könige nach Würtemberg gesandt worden, um die von Röder gemachten Angaben zu prüfen wollte er wohlweislich verschweigen — „die Aufforderung zu Theil, über die Verhältnisse unseres Landes zu berichten, und wurde mir die namens der würtembergischen Edelleute erbetene Abhife zugesagt. Ich hatte damals Miltenberg, Helfenstein und Bentingen in's Vertrauen gezogen, aber der wilde Ungestüm Miltenbergs verdarb Alles. Er war es, der uns die Bewilligung zu dem verunglückten Versuche gegen Oppenheim auf Helfensteins Jagdschlosse abzwang, an dem nur von uns Bentingen, Helfenstein und Jaxthausen theilnahmen. Das Mißlingen dieses seines Planes hätte weniger zu bedeuten gehabt; aber der Mordanschlag gegen den Minister und ganz besonders jener gegen den Fürsten zwangen uns, uns von Miltenberg loszusagen und jede Solidarität mit ihm entschiedenst zurück zu weisen. König Friedrich Wilhelm, das, meine Freunde, werden Sie einsehen, konnte die damalige Bewegung nicht unterstützen, und ich brach sofort die Unterhandlung ab. Aber jetzt, unter geänderten Verhältnissen, wo der gesammte Adel, der erste Stand des Landes, sich vereinigt, jetzt, wo wir unsere Forderungen in das Gewand gerechter Ansprüche kleiden, wird unser Gesuch an den König von Preußen, ich habe mir hierüber vollständige Ueberzeugung verschafft, gnädigst aufgenommen werden, und er die Rolle eines hohen Protektors seiner Glaubensgenossen gerne übernehmen. — Meine Herren und Damen! wer für meinen Plan stimmt, wolle sich erheben."

Alle erhoben sich und riefen dem Grafen Röder Beifall zu. — Es wurde dann ein enger Ausschuß aus dem Schooße der Versammlung gewählt, der die ganze Angelegenheit leiten und von Zeit zu Zeit über deren Stand Bericht erstatten sollte.

„Herr Graf Röder, Excellenz!" sprach Tafinger, „der Herr hat den schlauen Juden mit Blindheit geschlagen und er setzt das grenzenloseste Vertrauen in Sie; bewachen Sie ihn aufmerksam und wenn seine Späher und Spione etwas bemerken sollten, so wird es Ihnen wohl unschwer fallen, ihn darüber zu beruhigen."

„O!" meinte Röder, während ein Rest von Ehrgefühl eine flüchtige Schamröthe über seine Züge jagte, „Sie haben recht, es ist ein halbes Wunder. Oppenheim würde ruhig sein Haupt in meinen Schooß niederlegen; im geeigneten Zeitpunkte", fügte er mit einem häßlichen Lächeln hinzu, „wäre es da nicht allzu sicher geborgen."

Tafinger forderte von jedem der Anwesenden einen furchtbaren Eid, über die Verhandlungen das tiefste Schweigen zu bewahren und sich den Befehlen des gewählten Ausschusses und den Beschlüssen der Majorität blindlings zu unterwerfen.

Dann ging die Versammlung, noch vom Dunkel der Nacht begünstigt, auseinander.

Sechstes Kapitel.

Oppenheim befand sich wieder in seinem Cabinete, er saß in seinem Lehnstuhl, Expeditionsrath Alterbusch stand vor ihm, er hatte eben einen Stimmungsbericht abgestattet. Der Minister war in tiefes Nachdenken versunken.

„Apropos!" fuhr er endlich aus seinem Sinnen auf, „was halten Sie von dem da?" Er zog ein duftendes, elegantes Billet aus seiner Westentasche und reichte es dem Expeditionsrathe; dieser las:

„Ich muß Sie dringend sprechen. Befehlen Sie, daß heute Nacht das Hinterpförtchen Ihres Palais geöffnet bleibt. Wenn ich überzeugt bin, auf dem Wege von der Hintertreppe zu Ihrem Cabinete Niemandem zu begegnen, so werde ich Sie um Mitternacht besuchen. Wenn ich geöffnet finde, so ist es mir ein Beweis, daß Sie mich empfangen wollen Ich rechne auf Ihre Ritterlichkeit, auf meinem Wege und bei Ihnen keiner menschlichen Seele zu begegnen. Eine Dame."

Altenbusch überlegte geraume Zeit, dann sagte er ruhig:

„Ich glaube, nicht zu irren, das Billet kommt in der That von einer Dame, die um Ihre Liebe wirbt, Excellenz, übrigens möglicherweise Ihnen auch eine wichtige Mittheilung machen will."

Der Minister, der in gewohnter Weise sein Haupt etwas gesenkt gehalten hatte, blickte betroffen auf.

„Als ich vor drei Jahren nach Stuttgart kam, regnete es förmlich ähnliche Billets auf mich; da ich sie aber nie berücksichtigte, bin ich seit längerer Zeit von derartigen verschont geblieben."

Der Minister schwieg gedankenschwer.

„Man glaubt vielleicht", erwiderte Altenbusch mit einem halben Lächeln, „daß die veränderten Zustände am Hofe auch auf Sie, Excellenz, Einfluß genommen und hoch Dero rigorosen Anschauungen gemildert haben. Ich würde mir dringend zu rathen erlauben, den angekündigten Besuch zu empfangen, es wäre ja nicht unmöglich, daß Ihnen Mittheilungen von Wichtigkeit gemacht würden, jedoch auch mir gnädigst zu gestatten, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Die angebliche Dame fordert viel, eine geöffnete Hinterpforte und keinen Menschen in der Nähe, der sie sehen könnte. Wir können diese unbescheidenen Wünsche nur dann erfüllen, wenn Sie, Excellenz, erlauben, daß ich mich in dem Ihrem Cabinete anstoßenden Zimmer befinde und eine anständige Zahl meiner besten Stadthusaren bei der Hand habe. Ich werde mit hoch Dero Bewilligung auch Herrn Obristleutnant Kaufungen bitten, es so einzurichten, daß heute Nacht stets einige seiner Patrouillen in der Nähe Ihres Palastes streifen."

„Sie meinen doch nicht, daß ein Haufe Verschworener bei mir einzudringen und mich in meinem eigenen Hause zu ermorden beabsichtigt?" frug Oppenheim neugierig.

„Ich glaube das nicht, Excellenz", entgegnete Altenbusch mit tiefem Ernste; „einen so ungeschickten Plan hätte ich nur einem Miltenberg zugetraut. Daß eine veränderte Stimmung im Lande herrscht, habe ich bereits erwähnt .... Als Sie das Staatsruder ergriffen, waren alle Bevölkerungsschichten in grenzenlose Erbitterung gegen Sie versetzt. Der Bürger und Bauer hat aber bald eingesehen, daß Sie sein bester Beschützer und Schirmer sind; aber der Adel und die protestantische Geistlichkeit — Einzelne ausgenommen — haßte Sie stets. Diese Stände fühlen, daß Sie sowohl das Recht der Krone, sowie jenes des Volkes vertheidigen. Grävenitz und Andere hatten zwar auch den Willen des Regenten unterstützt, aber sie gaben dafür das Volk dem Adel preis. Allerdings s c h i e n e n eine Zeit lang nach dem versuchten und vereitelten Miltenberg'schen Attentate alle Gemüther im Lande versöhnt, aber dieser gute Geist — wenn er je bestand — ist in jüngster Zeit völlig verschwunden und...."

„Bah!" unterbrach ihn Oppenheim, und ein Zug von Heiterkeit überflog sein Gesicht, „mein Leben steht in Gottes Hand, sein heiliger Wille geschehe!"

— — — — —

Die elegante Wanduhr in Oppenheims Zimmer zeigte die elfte Stunde. Der Minister erwartete den Besuch, der sich so eigenthümlich angekündigt. Auf dem Tische lagen drei Pistolen schußbereit, mit aufgezogenen Hähnen; er wollte, wie Altenbusch gewünscht hatte, „für alle Eventualitäten" vorbereitet sein.

Eine merkwürdige, ihm selbst vollkommen unerklärliche Unruhe hatte den sonst so geistesstarken Mann erfaßt. Er, der es sonst in seiner Macht hatte, alle stürmenden Gedanken aus seinem Kopfe zu bannen, war in dieser Stunde nicht im Stande, sich einer ernsten Beschäftigung hinzugeben. Eine Fluth von Erinnerungen wirbelte aus dem Grunde seiner Seele empor und verdüsterte und betrübte sein Gemüth. Diese Stunde der Erwartung vor Mitternacht gemahnte ihn an eine andere...... Es war mehr als ein Vierteljahrhundert seit jener Stunde verflossen, aber sie stand, nicht nur heute, sondern immer, sein ganzes Leben lang, mit den lebhaftesten Farben vor seinem geistigen Auge ... unverwischbar! Damals hatte ihn auch eine Dame zu einem Rendezvous geladen, aber damals sollte er zu i h r kommen. Und jene Zusammenkunft im Miltenbergischen Schloßgarten, wie hatte sie geendet, welche Folgen hatte sie gehabt? Sie war entscheidend für sein ganzes Leben gewesen! — Oppenheim hatte sich gedankenschwer niedergesetzt, und sein ganzes Leben zog langsam vor seinem seelischen Auge vorüber. Er sah sich als Judenknabe im Schlosse Miltenberg, er sah sich als Musiklehrer der beiden herrlichen Mädchen, wie er dann der Einladung Mariens folgte, um elf Uhr Nachts von seinem bescheidenen Häuschen aufbrach, um Marien zu sagen, daß sie scheiden müssen. Wie er dann in die verhängnißvolle Laube trat ... und dann beim Verlassen derselben erkannte, daß nicht Marie es war, die ihn herbestellt hatte, sondern die die wilde, frechleidenschaftliche Leonore ihn ins Netz zu locken verstand, um ihn als Werkzeug für ihre momentane Fantasie-Erregung zu gebrauchen. Wie er dann heim geeilt, gepeitscht von den Furien der Verzweiflung, und dann jener Moment von gräßlicher Furchtbarkeit als man ihn meuchlerisch überfiel — wie er vor Miltenberg stand — wie das Ungeheuer Franz, dem er das Leben gerettet, den schimpflichsten Tod für ihn ersann, und wie Leonore, die ihn verleitet, seinen schmählichen Tod forderte und wie er um nichts als nur einen weniger schandvollen Tod bat. — alles das trat in diesem Augenblicke wieder mit voller, ungeschwächter Kraft vor seine Seele. Er glaubte sich zurückversetzt in jene Momente. So wie damals hob und senkte sich seine breite Brust. Er mußte laut aufstöhnen. Nun fiel es ihm auch ein, wie er so wunderbar aus Miltenbergs Händen gerettet wurde, wie er dann frei, aber auch vogelfrei weiter zog, zuerst nach Frankfurt, dann nach Würzburg, wie dann die edle, schöne Hannah sein Weib wurde, wie ihm sein Klärchen geboren wurde, dann seine treue Gattin starb...... wie Freud und Leid rasch in seinem Leben wechselte — und wie inmitten alles dessen d e r Gedanke in ihm gelebt, für die Bedrückten gegen die Bedrücker zu kämpfen, wie stets der Gedanke, einst bei einem mächtigen Fürsten eine einflußreiche Stellung zu erwerben, um Gutes zu stiften, in seiner Seele Wurzel faßte und kräftig und machtvoll empor wuchs...... und dann mit einem Male, als er im dunkeln Walde Geige spielte, von zwei Männern getroffen wurde und den einen derselben bald als den künftigen Herrscher des Landes erkannte, wie ihn dieser freundlich ansprach, wie ihn urplötzlich ein wunderbares Gefühl überkam, wie es ihm schien, als spräche eine Himmelsstimme klar und deutlich zu ihm: da ist Würtembergs Fürst, fasse die Gelegenheit fest, du kannst durch ihn ein Beschützer der Bedrückten werden — und wie wunderbar schnell er sich die Neigung des sonst rauhen, stolzen Herzogs und Kriegsmannes gewonnen — und wie dieser von da ab stets auf seinen Rath gehört, und wie Carl Alexander durch sein Darlehen und mehr noch durch seinen Rath auf den Herzogsthron gelangte, wie dankbar er sich bewiesen, wie er ihn zum Minister erhoben, wie er sein Amt zum Segen des Landes verwaltete, indem er das Volk aus den Klauen seiner Dränger erlöste, was ihm aber den Haß der Großen des Landes brachte, daß man ihn deshalb zu ermorden trachtete, er aber wieder wunderbar errettet wurde — durch Bacharach, der seine Tochter gerettet und geliebt hatte und nun fern von ihm weilt, weil er die Bedrückung seiner Glaubensgenossen nicht mehr mit ansehen mochte. Alle diese Gedankenbilder waren wohl vollkommen geeignet, ihn zu erschüttern. Inmitten dieses Chaos wirbelnder Gedanken zuckte von Zeit zu Zeit e i n e r durchkreuzend durch sein Gehirn: Leonore von Lodingen! Diese hatte Ansprüche an ihn, er hatte Rechte und Pflichten ihr gegenüber — sie war sein Kind! Welcher Mensch, welches Thier, welches Geschöpf auf Erden liebt es nicht ... sein Kind? Die Stimme der Natur, sie

regt sich denn doch!...... Wie hätte er das Kind geliebt, wenn es nicht die Tochter jenes Weibes und nicht ihrer Mutter so ganz ähnlich gewesen wäre. Seine Tochter war die Maitresse eines alten, Ekel erregenden Wüstlings geworden — nicht einmal Sinneslust hatte sie in die Arme jener Karrikatur geschleudert, nein, nichts als die niedrigste, scheußlichste Habsucht; sie war verachtungswürdig, vielleicht noch schlechter als ihre Mutter! Es war das ein quälender Gedanke, der ihn gerade jetzt ganz besonders schwer drückte. Er, ein Mann, dessen Herz für Wohlwollen im Allgemeinen und für Kinderliebe insbesondere geschaffen zu sein schien, er, der seine Tochter Clara so innig, so unbeschreiblich und unsagbar liebte, er, der — er gestand es sich offen — sein verderbtes, ungerathenes Kind lieben mochte, sollte es hassen, ja sogar verachten! Dieser furchtbare Gedanke wurde merkwürdiger Weise in dieser der Erwartung und Erinnerung geweihten Stunde noch unendlich verschärft durch eine eigenthümliche, sonderbare Idee, die urplötzlich in ihm entstand. Sein feinfühlendes Herz zuckte schmerzlich, sein Gewissen bestürmte ihn. .... warum hatte er sein Kind so lange in den Händen einer solchen Mutter gelassen? Wäre Leonore, die doch auch sein Kind war, nicht vielleicht edler, besser geworden, wenn man sie dem verderblichen Einflusse dieses Weibes entrissen? War er nicht Gott auch für diese Seele, für dieses gottähnliche Menschengebilde verantwortlich? Sie hätte rein und edel sich entwickeln können, und verderbt, entehrt, ein Schandfleck der Menschheit war sie geworden! Allerdings kam dazu die Frage: Wann — wann hätte er sein Kind aus den Händen ihrer Mutter reklamiren sollen? Der heimathslose, vogelfrei Judenjunge, der von Heinrich Freiherrn von Bentingen, seine — Bentingens — erstgeborene Tochter als sein Kind zurückgefordert hätte, der wäre diesmal dem Tode durch Peitschenhiebe nicht entgangen, oder er hätte ihn durch wilde Jagdhunde zerreißen lassen. — Der fremde, jüdische Geldwechsler, der vor Bentingen getreten und diese Forderung ausgesprochen hätte, wäre wohl von diesem, gewiß auch von seiner Tochter selbst für wahnsinnig gehalten worden. Das mußte er sich selbst einräumen. Aber als er als Minister ins Land kam, da war Heinrich Bentingen todt, Leonore Lodingen sowie ihre Mutter Wittwe, freilich auch ebenso wie ihre Mutter verkauft, im Schandsold.

„Damals!“ rief Oppenheim jetzt plötzlich laut aus, „da war es meine Pflicht, sie dem mächtigen Arme der Sünde zu entreißen, da hätte ich vor sie hintreten und ihr sagen müssen, daß sie ein nichtswürdiges Weib sei, ich hätte es versuchen müssen, sie zu retten. Doch ich war betäubt vom Drange der Staatsgeschäfte, vielleicht verblendet von eitlem Stolze, daß ich nicht etwas zu gestehen wagte, was mißdeutet, als ein Fehltritt meiner Jugend betrachtet werden konnte, das war ein Frevel, den ich jetzt schmerzlich fühle.“

Oppenheim war von seinem ursprünglichen Gedankengange vollständig abgeirrt, sein Gehirn glühte, seine Pulse klopften, sein Herz hämmerte... Er hatte in Momenten höchster Aufregung ein Mittel sich zu beruhigen — es war seine alte Geige. Mit Hast griff er jetzt nach derselben, und nun sprach er sich aus in Tönen, so schmerzlich bittersüß, klagend, weinend, schreiend — bis endlich Thränen aus seinen Augen brachen und die wilde Melodie in sanfte Trauer sich verwandelte.... Endlich, als hätten ihm die Töne Trost und Beruhigung gebracht, schloß er mit einem frohen Triller und rief:

„O, Gott! tausend Dank für den richtigen Gedanken, den Du mir eingabst!— Es ist nie zu spät; morgen fahre ich zu ihr!.... Gott, der mich so wunderbar aus der Hand des Tyrannen und Mordgesellen errettet, der mich durch seine unendliche Gnade vom Allerletzten im Lande zum Ersten erhoben, wird mit mir sein! Das Werk wird mir gelingen! Ich will sie aus dem Schlamme erheben.... sie wird büßen, und ein bereuender Sünder gilt mehr vor Gott, als der, der zu erliegen nie Gelegenheit gefunden! — O, Gott! wie sehne ich mich, mein Kind, meine Tochter zu sehen.... Sie ist doch blutsverwandt mit mir, warum sollte sie nicht auch sinnesverwandt sein? Lange genug hat sie der böse Geist der Mutter beseelt, jetzt soll sie dem Vater gleichen, der, wenn ihm sein Vorhaben gelingt, sich fromm und gläubig vor Dir, Allvater in der Höhe, beugen wird! O, wenn ich sie reuig, gebessert in meine Arme schließen, sie meinem Clärchen als Schwester zuführen dürfte!“

Die nächste Thurmuhr schlug Mitternacht. Es war die Stunde, für welche die unbekannte Dame ihren Besuch angekündigt hatte.

Der Mensch bleibt Mensch, und Neugierde auch ein Erbtheil des Mannes, das ihm von seiner Urmutter überkam.

Wird die Dame doch kommen, und wenn sie kommt, wer wird sie sein?... In dem Augenblicke hörte er einen leichten Frauentritt, die Thüre öffnete sich, eine hochgewachsene Dame mit einer Maske vor dem Gesichte trat ein.

Die Geheimnißvolle ließ den verhüllenden Mantel von den Schultern niedersinken und das enganschließende schwarze Seidenkleid ließ das vollendetste Ebenmaß des schönen Körpers erkennen.

Ein leichter Schauer überkam Oppenheim, er blickte verglasten Auges auf die Gestalt, er mußte sich an der Stuhllehne festhalten, um nicht zu wanken, seine Kniee zitterten, seine Lippen bebten.... Hatte er ein viertel Jahrhundert geträumt?.... War es nicht jene Leonore von Miltenberg?...... Sah die Gestalt nicht genau so aus?...... so schlank, so üppig, so den edel geformten Kopf auf dem schlanken Halse tragend?

Das schöne Weib mißverstand sein Schweigen, und mit fibrirender Stimme begann sie:

„Ich komme, Excellenz, erstens Ihnen zu sagen.... daß ich Sie liebe.... daß Sie mein sind und mein bleiben müssen für ewig.... und wäre ich eine Kaiserstochter und Sie ein Sklave!“

Oppenheims Entsetzen steigerte sich im höchsten Grade.... Leonore Miltenberg war ja todt.... und das Wesen da hatte ganz ihre Gestalt, ihre Stimme, es waren dieselben Worte, die sie einst gesprochen!.... War es ein Fantasiegebilde? Litt er an Fieberträumen? War er wahnsinnig geworden? und mit vor Erregtheit zitternder, beiserer Stimme rief er aus:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, die Maske ab!“

Das Weib mißdeutete die Leidenschaftlichkeit des Ausdruckes, und, die Maske abreißend, stürzte sie mit flammenden Augen an Oppenheims Brust:

„Ich wußt' es ja“, rief Leonore von Lodingen, „ich bin das schönste Weib, Du mußt mich lieben!“

Oppenheim fühlte das mit unreinen Gefühlen erfüllte Herz seiner Tochter an seiner Brust pochen. Ein unnennbarer Schreck, ein unsagbarer, jäher, wilder Schmerz überkam den armen, gepeinigten Mann, den zu schildern vermag kein Dichterwort.... Ein Schrei entrang sich seiner Brust, nicht schrill, nicht laut, nein — wir können ihn nicht schildern. Qual, Ekel, Verachtung, Verzweiflung eines zu Tode gehetzten Herzens; das alles lag in dem Schrei. Dann stieß er das Weib von sich, daß ihre schöne Hand sich blutig an der Tischkannte schlug. In dem Momente vergaß Oppenheim, daß sie ihn ja nicht kannte, und im überfluthenden Zornesgefühle rief er mit Donnerstimme:

„Hinweg! Aus meinen Augen, liederliche, freche Dirne!“ Dann stand er noch einige Sekunden aufrecht; er wollte weiter sprechen, das sah Leonore an seinen zuckenden Lippen, die vergebens lautlos aneinander schlugen. Der Schaum trat vor seinen Mund, seine Hände ballten sich krampfhaft, ein nervöses Zucken überflog seinen ganzen Körper, dann stürzte er leblos zu Boden.

Leonore Lodingen war entsetzlich bleich geworden. Diese furchtbare Beschämung hatte sie nicht erwartet. Der tiefverletzten Eitelkeit des schönen Weibes hatte sich der Stolz der Miltenberg, der Hochmuth des altadeligen Blutes beigemengt.... Das durfte ihr kein Mann bieten!

Sie ballte ingrimmig die Faust, ihre Züge verzerrten sich bis zur Häßlichkeit, sie nagte mit den schönen Zähnen an der Unterlippe bis das Blut hervor quoll, dann trat sie an den Ohnmächtigen heran und sprach:

„Du bist ein schöner Mann, elender Jude! Aber wenn ich könnte, würde ich Dich jetzt mit meinen Lilienhänden erwürgen, zerfleischen... Ich wollte für Deine Liebe einen Meineid begehen, die Verschworenen verrathen.... Du liebst mich nicht, begehrst mich nicht, verachtest mich, stößt mich von Dir wie einen räudigen Hund — das kann ein Weib nie verzeihen... Ich muß mich fürchterlich rächen! Röder, Tafinger, Geisberg, Pflug haben Recht... weg mit dem katholischen Herzog! Mein alter, verlebter Amand wird Administrator, — der Jude soll sich verantworten; — und mein alter Carl Rudolf soll sein Todesurtheil unterschreiben; ich werde die Feder führen, wenn sie der zitternden Hand des verlebten Greises entfallen sollte.... Adieu, Du schöner egyptischer Joseph, Du stirbst am Galgen durch mich!“

Sie band ihre Sammtmaske vor das Gesicht und verließ wieder geheim den Palast des Ministers.

Dieser hatte ritterlich schon früher Altenbusch, der in nächster Nähe war, befohlen, nur dann einzuschreiten, wenn er läuten würde.

Siebentes Kapitel.

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen saß in seiner bequemen Uniform in seinem Cabinete und schmauchte behaglich aus seinem irdenen Pfeifchen.

Er war damals, im Beginn des Winters 1737, achtundvierzig Jahre alt, ein kräftiger, rüstiger Mann. Der Ernst seines wettergebräunten Gesichtes, der Glanz seiner großen, blauen Augen drückten seine bekannte Willensstärke, seine unbeugsame Energie aus. Vor ihm stand in ziemlich nachlässiger Haltung, ganz in brauner Farbe gekleidet, ein Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, es war sein Kammerdiener Eversmann. Dieser war ein außerordentlich kluger Mann, der sich des Vertrauens des Königs in hohem Grade erfreute. Er hatte dieses durch ein fast wunderbares Anschmiegen an den Gedankengang des Königs errungen; dabei wußte er durch eine eigenthümliche, äußerlich nicht immer wahrnehmbare Grobheit zuweilen sogar dem Könige, vor dem Alle, auch die ersten Edelleute des Landes, zitterten, zu imponiren. Freilich tanzte manchesmal das Bambusrohr des Königs ganz unbarmherzig auf seinem Rücken. Aber Eversmann wußte, daß einem solchen Zornesausbruche in der Regel Bedauern und eine reichliche Vergütung folgte, und es war ihm daher Derartiges in mäßigen Grenzen nicht einmal unangenehm.

Der König hatte eine Zeit lang geraucht, plötzlich rief er:

„Eversmann!“

„Eure Majestät befehlen?“

„Was giebt es Neues?“

„Eure Majestät, ich weiß gar nichts. Das Neueste haben Eure Majestät soeben gelesen.... Der Polizeirapport ist Eurer Majestät auch unterbreitet worden.... also....“

„Er ist ein Esel, Eversmann!“ fuhr der König zornig auf, dann fügte er, offenbar das heftige Wort bedauernd, milder hinzu, „weiß Er das?“

„Majestät, da allerhöchst Dieselben allergnädigst geruhen, mir diesen höchst fatalen Umstand fast jeden Morgen ins Gedächtniß zurück zu rufen, so weiß ich es jetzt schon ganz genau.... aber das ist eben deshalb nichts Neues.“

„Schweig Er mit Seinen verdrehten Redensarten und Fissamenten!“ rief der König, mühsam ein Lächeln unterdrückend. „In's Gedächtniß zurückrufen! was ist das für ein despectirlicher Ausdruck! Herr Gott von Spandau! ich sag ihm was... befehl ihm was!... aber in Sein Gedächtniß brauch ich gar nichts zurückzurufen!— gar nichts! Er.... Er Hanswurst!.... verstanden?“

„Verstanden!“

„Und meine Worte braucht Er auch nicht immer zu wiederholen! — verstanden?“

Eversmann antwortete diesmal nicht mit Worten, er machte nur ein höchst vergnügtes Gesicht und nickte mit dem Kopfe.

„Also was gibt es Neues? — oder damit Er mir nicht wieder mit seinen dummen Redensarten kommt, von was sprechen jetzt meine lieben Berliner?

„Vom Fürsten Leopold von Dessau.“

„So?!“ sprach der König, über diese rpompte Antwort überrascht, die Pfeife aus dem Munde nehmend und den Kammerdiener fest anblickend.

„Und was sagen meine lieben Berliner von ihm?“

„Daß er ein roher, grausamer Mann ist, der alte Dessauer, sagen sie, daß er eine eiserne Subordination fordert, aber diese seinem höchsten Kriegsherrn selbst nicht einhält, daß er ein Tyrann ist, und daß seine Willkür keine Grenzen kennt!“

Der König schwieg einen Augenblick, er wußte, der Fürst und der Kammerdiener waren Feinde, und dieser ließ sich keine Gelegenheit entgehen, wacker auf den Fürsten loszuziehen, aber so kernhaft hatte er sich noch nie ausgedrückt, und König Friedrich Wilhelm wußte es, das, was der Kammerdiener da sprach, war in der That reine Wahrheit.

„Heißen die Berliner, die das sagen, nicht Friedrich Hans Eversmann?“

„Der Friedrich Hans Eversmann sagt dasselbe, es sagen es eben alle gescheidten Leute.“

„Der alte Dessauer ist ein großer Kriegsheld!“ fuhr der König auf.

„Ja, das sagen die Berliner auch.“

„Nun? zum Teufel!“

„Deshalb kann er ja aber doch roh und grausam sein, Majestät! Er hat in Halle fortwährend mit der Universität Krakehl, daß es ein Skandal ist. Dann hat er vorige Woche mir nichts dir nichts einen jüdischen Kaufmann aus Oesterreich, einen ganz unschuldigen Menschen, aufhängen lassen. Ja, was soll denn das heißen, Majestät? Ist das eine so großartige Heldenthat? Aehnliche grobe Streiche aber macht der Fürst gar viele. Ist, solcher Handlungsweise gegenüber, die Bezeichnung roh und grausam nicht gerechtfertigt?

(Fortsetzung folgt.)

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company,

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 3. December 1886.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
„Sabbath Visitor"	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Ein aus der classischen Periode der Grant-Administration herüberreichender Geistlicher, Dr. Newman, der Caplan des verstorbenen Generals, hat letztens in Washington eine gewaltige Predigt von Stappel gelassen, die einiges Aufsehen in der Presse erregt hat. Er bewies nicht nur seine Mittelmäßigkeit, wie sie überhaupt jener Periode eigen war, sondern auch seinen Fanatismus gegen alle im Auslande geborenen und besonders den nichtprotestantischen Menschen gegenüber. Es soll keiner Bürger werden können, der nicht fünfzehn Jahre im Lande gelebt hat, der Pabst soll hier keinen Einfluß üben können, die Menschen sollen sammt und sämmtlich protestantisch sich taufen lassen, um amerikanische Bürger zu werden, und noch mehr dergleichen tolles Zeug, wie das eben in den Köpfen jener Heiligen spuckt. Die Deutschen und die Irischen sind dabei vorzüglichst gegeißelt worden. Die Juden und das Judenthum hat Herr Newman nicht berührt, wahrscheinlich um uns keine Gelegenheit zum Polemisiren zu bieten. Es ist uns unbegreiflich, wie man so viel Lärm über eine so flache, barocke Predigt machen konnte, da doch jedem bekannt sein muß, daß verschrobene Köpfe dieser Art immer so gedacht, so gesprochen und gehandelt haben und immer von allen praktischen Leuten ausgelacht worden sind. Der Herr Dr. Newman, der mit an der Wiege stand, als man Knall und Fall den freigelassenen Sklaven das volle Bürgerrecht einräumte, will, daß man freigeborene Menschen fünfzehn Jahre schulmeistern und methodisch dressiren soll, ehe man ihnen dieselben Rechte zugesteht. Das ist doch wohl nicht sehr consequent? Wir können nur Mitleid für den frommen Doktor empfinden, der einst so viel war und jetzt so wenig ist. Es ist ihm jetzt alles nicht recht. Die abgelebte alte Maid erinnert sich der schönen Tage ihrer reizenden Jugendzeit und wird schwermüthig. Nebich!

Der jüngst verstorbene Ex-Präsident der Vereinigten Staaten, Chester Arthur, war religionslos, er gehörte keiner Kirche als Mitglied an. Da waren nun die geistlichen Herren und ihre Organe sehr karg mit Lobesspendungen, obwohl der Verstorbene ein ausgezeichneter Beamter und ein guter, sittlicher Mensch war. „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich" ist ja geistliche Lehre und das können die Herren nicht vergessen.

Haben Sie je eine Truppe von der Heilsarmee im aktiven Dienste gesehen? Da lobe ich mir die polnischen Chasidim, die sind noch Gentlemen im Vergleiche zu diesen Heulmeiern, die Alles thun, sagen oder singen, was roh und barok ist. Die sind die englisch-amerikanischen Derwische, die Auctionäre des kirchlichen Christenthums, die Marktschreier der Pfaffen und werden später die Flagellanten, die Plage ihres Zeitalters werden. Es ist ein psychologisches Räthsel, wenn man bedenkt, wie der Amerikaner in allen Dingen einen streng praktischen Verstand und liberalen Geist bewährt — bis Sonntag; am Sonntag aber ist nichts zu dumm, nichts zu beschränkt, am Sonntag glaubt er alles, was ihm vorgesagt wird und läßt jeden Unsinn gewähren, wenn er religiöser Natur ist.

Herr Eduard Mellaud, der jüngst ernannte Arbeitsminister im französischen Cabinet, ist ein Israelit aus Lyons. Derselbe wurde von Cremieux seiner Zeit zum Staatsanwalt in Lyons ernannt, zeichnete sich als Advokat und Schriftsteller vortheilhaft aus, wurde ins Parlament und später in den Senat gewählt, wo er sich ebenfalls als Staatsmann auszeichnete. Seine Ernennung ins Ministerium verdankt unser Glaubensgenosse einzig und allein seinen ausgezeichneten Leistungen und seinen streng demokratischen Gesinnungen. Die Kinder des Herrn Ministers werden streng im Judenthume erzogen, davon ist weniger er selbst, als seine ausgezeichnete Gattin die Ursache, die es mit der Religion viel genauer nimmt, als ihr Herr Gemahl.

Leopold Kompert, der weit bekannte, sehr beliebte jüdische Schriftsteller und Novellist, ist in Wien gestorben. Kompert wurde am 15. Mai 1822 in Münchengrätz (Böhmen) als Sohn religiöser israelitischer Leute geboren, besuchte später das Gymnasium in Jungbunzlau und dann die Universität in Prag. Nach Beendigung seiner Studien engagirte ihn Graf Andrassy in Preßburg als Erzieher für seine Kinder. Im Jahre 18[illegible]7 studirte er wieder an der Universität in Wien, 1848 wurde er Redacteur des „Oesterr. Lloyd", bei welchem er bis 1852 verblieb, worauf er in Pest wieder eine Erzieher-Stelle annahm, die er bis 1857 beibehielt, dann kehrte er nach Wien zurück, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. Unter dem Titel „Geschichten aus dem Ghetto" hat er zahlreiche schöne Erzählungen aus dem Leben der Juden in Prag und Böhmen sehr anmuthig geschildert; außerdem ist er Verfasser von „Die böhmischen Juden", „Am Pflug", „Neue Geschichten aus dem Ghetto", „Geschichten einer Gasse", „Zwischen Ruinen", „Christian und Lea" und vielen anderen Werken. Jüd. Tagebl.

Der russische Fürst, den der Kaiser für den bulgarischen Thron bestimmt hatte, ist auch durchgefallen, General Kaulbars und die russischen Consule haben Bulgarien verlassen und Rußland hat kein Geld, vielleicht auch keine Lust, Krieg zu führen. Der deutsche Adel liebäugelt zwar mit dem russischen und würde gerne einen russischen Fürsten auf dem bulgarischen Throne sehen, was auch dem Kaiser zu conveniren scheint. Allein die Bulgaren und der Berliner Vertrag, die britischen und die österreich-ungarischen Interessen stehen den russischen Ansprüchen so im Wege, daß es wohl noch dahin kommen kann, daß der geraubte Alexander zurückberufen wird, um die bulgarische Republik zu verhindern. Die Bulgaren wehren sich muthig, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, und, von Oesterreich und England unterstützt, werden sie auch siegreich aus diesem merkwürdigen Kampfe hervorgehen, was wir ihnen vom Herzen wünschen.

Auch in Australien, resp. in Melbourne, wo die englisch-polnische Orthodoxie ihren Sitz hat, wird offiziell über schlechten Synagogenbesuch am Sabbat geklagt. Dasselbe soll auch in verschiedenen andern Städten der Fall sein.

Halbjährliche Konferenz der Rabbiner-Association des Ostens.

Im Tempel „Ahawas Chesed", Ecke der 55. Straße und Lexington Avenne, tagte vom 21. bis 23. November die Konferenz jüdischer Geistlicher der Oststaaten. Rev. Dr. G. Gottheil, Rabbiner der Gemeinde „Emanu-El", führte den Vorsitz und die Rabbiner Dr. Stern von Washington und Dr. F. De Sola Mendes fungirten als Sekretäre. Unter den anwesenden Rabbinern waren einschließlich der Obengenannten folgende Herren:

Dr. Aaron Wise, Dr. A. Kohut, Dr. S. Adl.r, Dr. Pereira Mendes, Rev. H. S. Jacobs, Dr. A. S. Isaacs, Dr. R. Gottheil, Dr. K. Kohler, von New York; Dr. Bettelheim, von Baltimore; Dr. Harrison und L. Wintner, von Brooklyn; M. Jastrow u. S. Morais von Philadelphia; A. P. Mendes, Newport; L. Kleeberg, von New Haven; M. Schlesinger, von Albany; Dr. A. Guttman, von Syracus, u. a. m.

Die seit langer Zeit von der Konferenz der Rabbiner in Anregung gebrachte Frage betreffs Aenderung der auf die Ehe bezüglichen Staatsgesetze wurde ausführlich debattirt. Die Herren Dr. A. Wise und Dr. Bettelheim legten in erschöpfender Weise die Mängel der auf Heirathen und Ehescheidungen bezüglichen Gesetze dar und schilderte namentlich der erstgenannte Redner die Uebelstände, welchen er in seiner amtlichen Thätigkeit begegnete. Rabbi Jacobs bemerkte, daß nicht nur die jüdische Geistlichkeit, sondern auch der Klerus aller andern Konfessionen in dieser Angelegenheit thätig sei. Auf Antrag von Dr. Wise als Referent eines diesbezüglichen Kommittees wurde folgender Beschluß einstimmig angenommen:

Beschlossen, daß diese Konferenz der Ansicht ist, daß in vielen Staaten der Union die auf Heirathen und Ehescheidungen bezüglichen Gesetze in vielen Punkten höchst mangelhaft und der Heiligkeit des häuslichen Lebens nachtheilig sind, und daß daher diese aus Rabbinern und Geistlichen jüdischer Religions-Gemeinden bestehende Konferenz die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Uebelstand lenkt and auf die Nothwendigkeit aufmerksam macht, daß es nöthig ist, denselben baldmöglichst abzustellen.

Beschlossen, diese Angelegenheit einem Special-Committee zu überweisen, um alle nöthige Information zu erlangen und um gemeinsam mit anderen Körperschaften dem Kongreß und den Staats-Gesetzgebungen Petitionen vorzulegen.

Die Herren Dr. A. Wise, Dr. H. S. Jacobs und Dr. H. P. Mendes wurden zu diesem Committee ernannt.—Es wurde dann beschlossen, ein in englischer Sprache abgefaßtes Gebetbuch für den Familiengebrauch zu veröffentlichen; fünf Rabbiner werden diese Arbeiten leiten.— Rev. Dr. S. Adler hielt nun einen längeren Vortrag über verschiedene schwierige und dunkle Stellen des Talmud, in welchem der über 80 Jahre zählende Greis eine Frische entwickelte, welche die Zuhörer in Staunen setzte. Dr. Wise verlas eine mit großer Sorgfalt abgefaßte Dissertation über „Die Freischulen in der altjüdischen Zeit". — In der Nachmittags-Sitzung wurde auf Antrag von Dr. Kohler beschlossen, eine Vereinigung aller Sonntagsschulen anzubahnen, um einen einheitlichen Lehrplan einzuführen, und zu diesem Zwecke eine Konferenz aller Lehrer und Superintendenten jüdischer Sonntagsschulen auf den 14. Januar nach Rochester einzuberufen. Dr. Bettelheim las eine interessante Abhandlung über die Bedeutung und richtige Auslegung des Wortes „Tradition." Der Zweck dieser Konferenz soll vorher in einem Pamphlet erläutert werden. Nachdem den Beamten der Konferenz, dem Tempel „Ahawas Chesed" und der Presse der Dank der Konferenz ausgesprochen worden war, hielt Dr. A. Kohut eine Ansprache an seine Kollegen, in welcher er sie darauf aufmerksam machte, daß es die Pflicht der jüdischen Geistlichen sei, Liebe und Freundschaft unter ihren Gemeinden zu kultiviren und durch Vereinigung von Herz und Geist den Zweck ihrer Mission zu erfüllen. Nachdem noch ein aus den Herren Dr. Jastrow, Dr. Kohler und Dr. Kohut bestehendes Committee ernannt worden war, um die von Ge-

meinden neu anzustellenden Rabbiner zu prüfen, erfolgte Vertagung. — Dienstag Abends fand im Tempel Emanu-El, 5. Ave. und 43. Str., eine öffentliche Versammlung statt, in welcher Dr. A. Guttman aus Syracuse über „Einigkeit, das erste Lebensgesetz", Dr. M. Jastrow senior von Philadelphia über „Gesetz wider Gesetz" und Dr. L. Stern von Washington über „Hand in Hand" Vorträge hielten. Der Chor des Tempels führte die musikalischen Nummern des Programmes in bester Weise durch.

Folgende Herren wurden als Mitglieder vorgeschlagen und aufgenommen:

Rabbi Dr. M. Lasker von Wheeling, W. V., Zinsler und J. Meyer von New York, W. Löwenberg von Scranton, Pa., und H. Färber, Erie, Pa.

Die bei der Conferenz verlesenen Abhandlungen wurden zum Druck beordert und ein Committe, bestehend aus den Herren Dr. De Sola Mendes, Wintner, Richard Gottheil, Oscar Cohen und Leon Harrison, gewählt, um die Ausführung der Arbeit zu überwachen.

Die Aboda Simons des Gerechten.

Eine Geschichtsstudie

Von

H. Zirndorf.

(Schluß.)

Für den ersten Simon sprechen alle Anzeichen: in ihm müssen wir den eigentlichen Wiederhersteller des Tempeldienstes begrüßen. Er lebte in einer kritischen Uebergangszeit und doch noch in einer vom Dufte des Alterthums und des Sagenhaften umwobenen Epoche. Er stand an der Pforte des sopherischen Weltalters und weihte mit einem vielsagenden Weisheitsspruche die Bestrebungen einer zahlreichen Nachfolgerschaft ein. Mit seinem gewichtigen Auftreten schloß der ältere Lehrkreis der großen Synode seine Ueberlieferungen. Zu seiner Zeit aber war der Tempelberg noch nicht von den vielen Synagogen und Akademien verdunkelt; und solchergestalt muß der Mann berufen gewesen sein, welchen das Bedürfniß der Zeit ganz besonders auf den innern Dienst und das exclusivere Heiligthum verwies. Das sind gewichtige Momente, welche sämmtlich für Simon den Ersten in die Wagschale fallen und welchen gegenüber die Gegengründe nur wenig besagen wollen. Denn wenn auch nach streng geschichtlicher Fassung nur ein knappes Jahrzehent für die Amtsperiode dieses ersten Simon herauskommt, während doch der Talmud (Joma 9a) volle vierzig Jahre für Simon den Gerechten fordert, so weiß man ja aus vielfältiger Erfahrung, daß Vierzig eine vielbeliebte runde Zahl bei den talmudischen Lehrern war. Man könnte noch hinzufügen, daß die citirte Stelle auch sonst den Charakter starker Uebertreibung trägt.

Ohne Zweifel war Simon der Erste — wir können ihn fortan so nennen und seine Identität mit dem Gerechten als erwiesen annehmen — schon hochbetagt, als er sich mit den hohepriesterlichen Gewändern bekleidete. Ein Theil seines Ruhmes wird wahrscheinlich schon bei Lebzeiten seines Vaters, Onias' I (321-300), dem er vermuthlich als Stellvertreter (Segan) beigegeben war, gegründet worden sein. Wir wissen von diesem Onias, trotz Talmud und Josephus, wenig mehr als den bloßen Namen. Wäre er selbst minder unbedeutend gewesen, die Verdienste seines gefeierten Sohnes hätten ihn doch zumeist in Schatten stellen müssen.

Als Erbe und spätester Angehöriger der großen Synode trat Simon mit einer gewichtigen Maxime in das Lehrwesen seiner Zeit ein:

„Auf drei Fundamente ist die Welt gestellt: auf Tora, Gottesdienst (Aboda) und werkthätige Menschenliebe." Abot 1, 2.

Für das Ende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts hatte dieser Satz beinahe den vollen Zauber der Neuheit. Spätere Epochen suchten nach andern Schwerpunkten und beschäftigten sich mehr mit der Detailmalerei ethischer und religionsdienstlicher Gegenstände.

Der Begriff Aboda hat sich seitdem aus den Urkunden des öffentlichen Religionslebens niemals wieder verloren. Er war und blieb eine der ausdrucksvollsten Bezeichnungen für den äußeren, den sichtbaren Gottesdienst der Nation; und im Talmud tritt diese Wortform häufig als eine der feierlichsten Schwurformeln auf. „העבודה, ich schwöre beim Religionsdienste!" sagten die frommen Alten. (Jebamot 32 b., Gittin 58a u. a.) Der gerechte Simon begnügte sich aber mit dieser aphoristischen Belehrung keineswegs. Er gab durch eine ganz bestimmte Einrichtung den Tempelverrichtungen des Jom Kippur eine ganz neue Weihe, von welcher die Nachwelt seitdem in allen bekannten Riten die unleugbare Spur aufbewahrt hat. Schon diese Reminiscenz an den geschichtlich überlieferten Sühnekultus deutet auf ein ziemlich hohes Alter; und auch dadurch wird der Gedanke an Simon II völlig ausgeschlossen. Ich vermuthe, daß die neue Aboda etwa zwischen der zweiten und dritten Sprengung ihre Stelle fand, ung'fähr zu der Frist, wo im ersten Staatsleben die Räucherung vor der Bundeslade geschah.

Es ist aber unsere Aufgabe, die Ungunst der Zeiten wieder gut zu machen und ihm das Verdienst dieser Einrichtung aufs entschiedenste zu vindiziren.

Es ist uns nämlich ein vorzügliches Denkmal der Vorzeit noch erhalten geblieben, welches auf die Aboda-Reform das hellste Licht wirft. Die Kundigen wissen, daß von der Verherrlichung Simons im 50. Kapitel des Sirach-Buches die Rede ist. Von den Weisheitssprüchen Sirachs existirt nebenbei auch eine syrische Uebersetzung, welche von dem griechischen Texte nicht unwesentlich abweicht und von der ich einige hieherbezügliche Stellen dem folgenden Citate einverleibt habe. Zu Eichhorns Zeiten war diese Syriaca noch nicht studirt, (Einleit. in die apokryph. Schriften, S. 86.) weshalb er auch die Bedeutung unseres Simon, den auch er für den Jüngern hält, mehrfach unterschätzt.

„Ein Fürst seiner Brüder und eine Krone dem Volke war Simon, Onias' Sohn, der Hohepriester, der zu seiner Zeit den Tempel befestigte und in seinen Tagen dem Heiligthum Dauer verlieh. Unter ihm wurde der Unterbau um das Doppelte erhöht und ein hohes Gehege um den Tempel gezogen.... Er bewahrte das Volk vor Schaden und schirmte die Stadt durch eine Mauer. Wie herrlich war Simon, wenn er aus dem innern Heiligthum heraustrat, wenn er das Allerheiligste verließ! Wie der Morgenstern inmitten der Wolke, wie der Vollmond bei wachsenden Tagen! Wie die Sonne leuchtend über dem Tempel des Höchsten, wie der strahlende Regenbogen in der goldberänderten Wolke! Wie die aufblühende Rose in des Frühlings Tagen, wie Lilien am Quellenrande, wie die Weihrauchstaude in des Sommers Tagen! Wie Feuer und Weihrauch auf der Räucherpfanne; wie eine Vase von gediegenem Golde, verziert mit köstlichem Gestein! Wie der Oelbaum voll schwellender Früchte, wie eine in die Wolken ragende Cypresse! Wenn er sich in den Prachtmantel hüllte und die gesammte Priesterkleidung anlegte, wenn er hinaufstieg zum heiligen Altar, da zierte er den ganzen Umfang des Heiligthums. Wenn er die Opferstücke empfing aus den Händen der Priester und dastand auf der Feuerstelle des Altars, rings um ihn der Kranz der Priester, er war anzusehen wie eine C.der vom Libanon und sie umgaben ihn wie eine Säulenhalle von Palmen. Und zugegen waren alle Söhne Aarons in ihrer Würde, das Opfer des Herrn in ihren Händen, angesichts der ganzen Gemeinde Israels.... Da stießen die Söhne Aarons in die Drommeten, erhoben einen lauten Schall zum Andenken vor dem Höchsten. Da drängte sich alles Volk herzu, und sie fielen auf ihr Angesicht zur Erde, ihren Herrn anzubeten, den Allmächtigen, den höchsten Gott. Die Sänger priesen ihn mit ihren Psalmen, lieblicher Gesang durchtönte das erhabene Haus. Und das Volk flehte um Erbarmen zum Allerhabenen, bis die Anbetung (Aboda) des Ewigen beendigt und der festliche Dienst abgeschlossen war. Dann stieg Simon hinab, erhob seine Hände über die ganze Gemeinde Israels, entbot ihnen den Gottessegen mit andachtsvollen Lippen und daß Friede walten solle zwischen ihnen und mit Simon und seinem Hause immerdar. Zum zweiten Male warfen sie sich alsdann nieder und empfingen den Segen des Himmelsvaters."

In dieser ausführlichen Lobrede steht, wie man sieht, der große Priester Simon, von der Gegenwart abgeschlossen, bereits in einer Art sagenhaften Nische im Hintergrunde, leuchtet er im Dämmerschein der zaubernden Mythe. In solchen fast vergötternden Ausdrücken aber spricht man doch gewiß von Keinem, der erst kürzlich vorübergewandelt; ein halbes Jahrhundert wird zum wenigsten erfordert, bis auch der Größte und Beste der Menschen dergestalt zum leibhaftigen Mythus avanciren kann. Alles dies paßt nun genau auf den älteren Simon und wir haben deshalb in dem fünfzigsten Kapitel eine Mittheilung vor uns, welche ganz gewiß Sirach den Aelteren zum Verfasser hat, nicht aber einen Zusatz seines Enkels, des Uebersetzers. Dies geht auch aus 50, 25. 26 mit Bestimmtheit hervor. Wie ungereimt klingt es daher, wenn auch de Wette (Lehrbuch der histor.-krit. Einleitung, S. 450.) Simon II. festhält und dennoch das Jahr 131 v. Chr. als Abfassungsjahr annimmt. Dieses Jahr nämlich bezeichnet den Höhepunkt des maccabäischen Glanzes, und da standen doch noch ganz andere, viel lebendigere Gestalten vor der Phantasie des poetisirenden Historikers als die bereits etwas abgeblaßten Erinnerungen an die beiden Simone. Zudem ist von der Frömmigkeit Simons II. — wie Grätz (B. 2, Abth. 2, S. 236) richtig hervorhebt — kein besonderes Aufsehen zu machen. Im Gegentheil, er hielt es mit den frivolen Tobias-Söhnen und war auch gewiß selber stark hellenistisch angekränkelt.

Wie tief aber die Wirkung war, welche der ehrwürdige Simon durch seine Aboda-Reform auf die Nachwelt hervorbrachte, das ist aus einer liturgischen Dichtung ersichtlich, welche wir mit Sicherheit als eine Parallele von Sirach 50 bezeichnen können. Es ist die Rede von dem schwungvollen Piut eines Ungenannten, beginnend: אמת מה נהדר im Machsor des Versöhnungstages; und wir haben offenbar hier ein sehr altes Ritusstück — Zunz (die Ritus, S. 102) erkennt es als stammend aus der Zeit vor Saadia — vor uns. Aus dieser Festhymne will ich vorzugsweise nur solche Stellen citiren, welche nach Ton und Ausdruck als erkennbare Parallelsätze zu Sirach gelten können.

„In der That, herrlich prangte der Hohepriester, wenn er wohlbehalten ohne Unfall das Allerheiligste verließ ... Wie Blitze hervorzucken aus den Engelsgestalten der Bundeslade, so war des Priesters Gestalt!... Wie des Regenbogens Farbenspiel inmitten der Wolke!.... Wie die Rose im duftigen Garten! Gleich dem Diadem um des Königs Stirn! ....Wie der Stern erglänzend im fernsten Osten! Wie der einhüllende Mantel und der Brustpanzer des frommen Dienstes! ... Wie ein Heerführer schreitend an der Spitze des heiligen Volkes!.... Wie goldene Schellen am Saume des Mantels! Gleich dem Tempel selbst und dem Vorhang des Zeugnisses! ... Wie der Sonne Glanz umleuchtet die Erde! Wie des Gartens Lilie zwischen den Dornen! Wie das Sternbild des Orions und der Plejaden im Süden, so war des Priesters Gestalt."

Und in dieser streng rituellen Form bildet der Aboda-Ritus auch heute noch

einen wesentlichen Bestandtheil der Festliturgie. Für den Israeliten des Mittelalters waren diese Gebete und Betrachtungen wenig mehr als ein tiefer Schmerzlaut voll Tempelsehnsucht, voll Zions-Heimweh, ein einzig Klagelaut um entschwundene Nationalheiligthümer. Das geläuterte Religionsbedürfniß der Neuzeit aber vernimmt in den ergreifenden Lauten denn doch einen viel geistigeren Klang: Anbetung ist eine Naturnothwendigkeit für das Geistesleben und wie tief und universell sie auch auftreten möge, sie ist doch immer ihrer Geschichte und ihren Anfängen abgelauscht.

Der Mord des jüdischen Druckereibesitzers Jakob Schloßberg.

Von Wien, 4. November, wird geschrieben: Heute Abend, kurz nach 10 Uhr, ist in einer der Hauptstraßen der inneren Stadt ein Mord verübt worden, dessen Opfer der tödtlichen Verwundung erlag, ohne die mindeste Aufklärung über die Motive des Verbrechens und über den Thäter zu geben, dem es leider gelang, sich durch die Flucht der Verfolgung zu entziehen. Der schreckenerregende Eindruck der blutigen That wird noch dadurch verstärkt, daß sich dieselbe vor den Augen einiger Passanten zutrug, ohne daß es möglich war, dem Angefallenen — einem hilflosen Greise — Hilfe zu bringen und die Ausführung des Mordanfalles zu verhindern. Vorläufig ist das Verbrechen, sowohl was die Motive desselben wie die Person des Thäters betrifft, ein vollkommen räthselhaftes, doch kann die Aufklärung wohl nicht lange auf sich warten lassen. Den Aussagen der Augenzeugen des Vorfalls entnehmen wir folgende Darstellung desselben:

Auf der Uhr des Stephansthurmes schlug es gerade 10 Uhr, da sahen der Agent Herr David Kohn und die Magd Josepha Kerschbaum in der Wollzeile einen alten Herrn gehen. Ein zweiter im Alter von etwa 20 bis 30 Jahren folgte ihm und ging demselben vor, sah — wie die Augenzeugen beobachtet haben wollen — dem alten Herrn ins Gesicht und lief dann auf die andere Seite der Wollzeile und um die Ecke derselben in die Rothenthurmstraße. Im selben Momente sahen aber auch schon die beiden erwähnten Personen den alten Herrn zu Boden stürzen und hörten, daß er nach der Polizei rufe. Der Agent und die Magd eilten auf den bereits auf dem Boden liegenden Herrn zu und entdeckten zu ihrem Schrecken, daß sich um denselben auf dem Pflaster eine Blutlache bilde.

Agent Kohn neigte sich zu dem Verwundeten herab und glaubte auf den ersten Blick, in demselben die ihm bekannte Persönlichkeit Schloßbergs zu erkennen. Herr Kohn eilte in die Rothenthurmstraße, wo er einen Wachmann traf, dem er hastig und voll Aufregung zurief: „In der Wollzeile ist Einer angefallen worden, kommen Sie schnell hin!" Der Wachmann folgte ihm, während ein zweiter eben des Weges kommender Sicherheitswachmann zur Station der Freiwilligen Rettungsgesellschaft auf den Fleischmarkt lief, um dieselbe zu avisiren, daß ihre Hilfe nothwendig sei. Der gerade anwesende Chef-Arzt Dr. Baron Mundy machte sich sofort in Begleitung mehrerer Sanitätsmänner nach der Wollzeile auf. Wenige Minuten nachdem die That geschehen war, waren die Mitglieder der Rettungs-Gesellschaft schon zur Stelle und fanden den Verwundeten in seinem Blute liegen, das in Strömen einer Wunde am Halse entquoll. Er wurde ohne Zögern auf der mitgebrachten Tragbahre in die Sanitäts-Station gebracht, wohin die beiden Zeugen der That, Herr Kohn und die Magd Kerschbaum, sowie die zwei Sicherheitswachmänner folgten.

In demselben Momente, als die Bahre mit dem Verwundeten in der Sanitäts-Station niedergestellt wurde, hauchte derselbe seinen letzten Seufzer aus und war eine Leiche. Mit Ausnahme des Rufes: „Polizei!", den er gleich nach seiner Verwundung ausgestoßen, hatte er keinen Laut mehr von sich gegeben. Der Todte wurde nun seiner Kleider entledigt, in deren Taschen man unter Anderm zwei Karten fand, auf denen gedruckt stand: „Jakob Schloßberg, Herausgeber der Allgemeinen Wiener Fremden-Zeitung, Buchhandlungs- und Buchdruckereibesitzer, beeidert Inventurs- u. Schätzungs-Commissär. Wohnung: Wollzeile 21 — Druckerei: II., Obere Donaustraße 107." Auch ein Jounalist, der sich zur selben Zeit in der Station der Rettungsgesellschaft eingefunden hatte, agnoscirte den Ermordeten als den Buchdruckereibesitzer Schloßberg.

Dr. Baron Mundy untersuchte den Leichnam und fand an demselben einen Stich, der die Kopfschlagader am Halse unmittelbar über der linken Schulter durchschnitten hatte, so daß der Tod in Folge der Verblutung sehr rasch eingetreten sein mußte. Der Stich scheint mit einem sehr scharfen und spitzigen Messer, vielleicht mit einem Stilet ausgeführt worden und wohl gezielt gewesen zu sein, da die gefährlichste Stelle mit Sicherheit getroffen war. In den Kleidern Schloßberg's fand man ferner etwa zwölf Gulden, eine silberne Remontoir-Uhr an goldener Halskette, an seinen Händen einige goldene Ringe. Es scheint durch alle Umstände der That ganz ausgeschlossen, daß der Mord zum Zwecke der Beraubung verübt worden sei, doch fehlt vorderhand jeder Anhaltspunkt für eine Aufklärung über die Person des Mörders und über die Motive des Verbrechens, obwohl man annehmen muß, daß dasselbe ein vorbedachtes und wohlüberlegtes war. Ueber die Persönlichkeit des Ermordeten wird noch berichtet: Jakob Schloßberg, zu Wilna in Rußland gebürtig, kam gegen Ende der Fünfziger Jahre nach Wien und etablirte hier eine hebräische Buchdruckerei und Buchhandlung. Die in seiner Officin gedruckten und von ihm verlegten Werke in hebräischen Lettern fanden nicht nur in Oesterreich, sondern auf dem ganzen Continente und selbst in Asien und Afrika Verbreitung. Er galt allenthalben als ein äußerst tüchtiger und zugleich streng rechtlicher Geschäftsmann. In jüngster Zeit befaßte er sich mehr mit dem Buchdruckerei-Geschäfte.

Mit dem flüchtigen Verbrecher, dessen Spur bisher noch nicht durch das mindeste Anzeichen verrathen wurde, scheint auch jede Möglichkeit einer Aufklärung der Motive, die den Mord veranlaßt haben, entschwunden zu sein, da zugleich der einzige Mund, der hierüber Auskunft zu geben vermocht hätte, durch den Tod verschlossen ist. Seit der Ermordung des Wechslers Eisler und seiner Kinder ist in Wien kein Verbrechen unter so unheimlichen, aufregenden Umständen verübt worden, und unter dem Eindrucke dieses düstern Mysteriums entstanden die zahlreichen und verschiedenartigen Gerüchte, welche heute über die Ursachen der Ermordung Schloßberg's circulirten. Der Bericht über die im Laufe des heutigen Tages vorgenommenen polizeilichen Erhebungen läßt sich in Folgendem zusammenfassen:

Da Schloßberg für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, waren seine finanziellen Verhältnisse keine glänzenden. Nichtsdestoweniger befand er sich niemals in drückenden Verlegenheiten. Er kam allen seinen geschäftlichen und privaten Verpflichtungen mit möglichster Pünktlichkeit nach. Die Lebensweise des alten Mannes war eine höchst einfache. Zeitig Früh war er der Erste im Geschäfte und Abends der Letzte, welcher die Druckerei verließ Im Gasthause, das er außer an Freitagen täglich Abends besuchte, blieb er nie länger als bis halb 10 Uhr. Er kam immer vor der Thorsperre nach Hause und ging bald darauf zur Ruhe.

Dreimal war er verheirathet, dreimal ist er Wittwer geworden, und trotz seiner 63 Jahre beabsichtigte er, sich noch ein Viertesmal zu verehelichen. Er galt als ein religiöser Jude.

Am 5. November Morgens wurden die Kinder des Ermordeten bei der Polizei vernommen. Jedoch nur einer der Söhne, und zwar der älteste, machte Angaben von Belang. Er erzählte nämlich, daß er gestern Abends gegen halb 10 Uhr nach Hause gegangen sei, und im Flur des Hauses (Wollzeile 21) einen Mann bemerkt habe, den er aber nicht beachtete. Er ging in das dritte Stockwerk und war schon im Begriffe, die Glocke zu ziehen, als ihm plötzlich der Gedanke kam, daß der erwähnte Mann, den er früher nie gesehen hatte, etwas im Schilde führen müsse. Herr Wilhelm Schloßberg ging wieder die Treppe hinab und sah den Fremden noch immer beim Hausthor stehen. Herr Schloßberg jun. ging nun, um den Mann zu beobachten, mehrmals die Straße auf und ab, begab sich aber endlich doch in seine Wohnung.

Um Mitternacht wurde die Familie von dem schrecklichen Vorfalle in Kenntniß gesetzt. Sofort dachte der junge Schloßberg an den Unbekannten und brachte auch die Wahrnehmungen, die er bezüglich desselben gemacht, der Polizei zur Kenntniß.

Am 8. November wurde der Mörder Schloßbergs in dem unterstandslosen Arbeiter Gerhard Kreitter eruirt. Er stach mit dem Messer, weil Schloßberg ein Almosen, das Kr. frech verlangte, verweigerte.

Eine Rekrutirung von Judenknaben.

Es war zu Kremenitz in Volhynien und im Winteranfang des Jahres 1852. Ein düsterer, nebelfeuchter Morgen lag über der kleinen russischen Kreisstadt, welche ungeachtet des frisch gefallenen, auf der Straße und auf den niederen Dächer lagernden Schnees den melancholischen Charakter und die ganze trostlose Einförmigkeit einer nordischen Landschaft bewahrte.

Trotz der vorgerückten Stunde und obwohl weder im russischen noch im jüdischen Kalender irgend welcher Feiertag verzeichnet war, blieben die Hausthore versperrt, die Magazine und Kaufgewölbe uneröffnet und sämmtliche in die Straßenfront mündende Fenster hermetisch verschlossen, ja die Hauptstraße selbst, diese wichtigste Verkehrsader des sonst ziemlich belebten Städtchens, erschien verödet und wie ausgestorben, denn mit Ausnahme einiger Soldaten, in ihre grauen, langen Tuchröcke gehüllt, stumm und gemessenen Schrittes den Ordonanzdienst der sehr zahlreichen Garnison besorgend und eines hie und da vereinzelt auftauchenden subalternen Tschinownicks, der übernächtig und verdrossen und den Pelzmantel über die Ohren gezogen, seinem Amte zuwandelte, waren weithin keine der sonst zur Straßenstaffage der Städte gehörigen Volksfiguren zu sehen.

Ein Ukas hatte befohlen, die Judenkinder gewaltsam der Pflege, den Mutterarmen zu entreißen, um sie, allen Schrecknissen eines ungewohnten Klimas, allen Fährlichkeiten eines monatelangen Transportes ausgesetzt, in eine wüste, nur von militärischen Strafkolonien bewohnte Gegend zu schleppen — dieser Ukas war nichts Anderes, als das sanktionirte Todesurtheil von tausend und abertausend armen Kindern, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie als Juden zur Welt gekommen und daß einige ihrer älteren Brüder, um dem ihnen damals mit Recht so furchtbaren Militär-Frohndienst zu entgehen, über die Grenze geflohen waren. Wenn es sich auch bewahrheitet hätte, daß das infame Projekt der Kinderrekrutirung von den Juden selbst der Regierung unterbreitet worden, so konnte dieses gewiß mit blutendem Herzen dem Staate gebrachte Molochsopfer doch nur als ein der höchsten Noth und der Verzweiflung abgepreßter Akt betrachtet werden. Die Gemeinde, für jeden Entgang der aufzubringenden Rekrutenzahl verantwortlich gemacht und mit immer härteren Strafen bedroht, mochte von diesem letzten Mittel Rettung in ihrer Hilflosigkeit erhoffen, aber keineswegs durfte die Regierung eines Kulturstaates dieses eben so unmenschliche, wie unvernünftige Opfer genehmigen. Nicht das arme, von jeher so hart bedrängte und geknechtete Volk, sondern den damaligen Herrscher wird die Geschichte für dieses der Humanität und der Zivilisation zugefügte Unrecht verantwortlich machen. Es bedurfte auch wahrlich keines Uebermaßes von Staatsweisheit, um das Resultat dieses unsinnigen Experiments im Vorhinein zu errathen und zu der Einsicht zu gelangen, daß mindestens 70 Prozent der also geraubten, ihren früheren Lebensbedingungen entrissenen und deportirten Kinder auf dem weiten Wege, und lange, bevor sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht, durch Hunger, Kälte und Entbehrungen jeder Art, wie durch unausbleibliche Krankheiten elend verkümmern müssen und daß schließlich nur ein Bruchtheil des alle diese Leiden überlebenden Restes zum Waffendienste herangebildet werden könne. War ja doch kein Fall vorgekommen, daß eines dieser Kinder jemals in seine Heimath und zu seinen Angehörigen wiedergekehrt wäre, und thatsächlich betrachteten die unglücklichen Eltern ihre als Rekruten verschickten Söhne als gestorben, und sofort nach stattgehabter Absendung des Transportes beobachteten sie die bei eingetretenem Tode von Blutsverwandten rituell vorgezeichneten Gebräuche, indem sie die üblichen Sterbegebete rezitirten, ihre Kleider zerrissen und die vorgeschriebene Trauerzeit auf der Erde sitzend zubrachten.

So wird man es denn begreiflich finden, daß die Ortsbewohner, welche, ohne Unterschied des Standes und Glaubens, die seit Jahren fortgesetzte Vernichtung so vielen aufkeimenden Lebens vom Herzensgrunde verabscheuten, sich von den öffentlichen Plätzen zurückzogen und die Thüren und Fenster ihrer Wohnungen für alle Straßenvorkommnisse undurchdringlich zu machen gesucht hatten. In der verflossenen Nacht hatte wieder einmal ein Ueberfall in den Behausungen der ärmeren jüdischen Familien stattgefunden; die urplötzlich aus dem Schlafe aufgerüttelten Knaben waren, trotz des fußfälligen Flehens der zum Tode erschreckten Eltern, von den rohen Häschern erbarmungslos ergriffen und der draußen harrenden Eskorte übergeben worden, und nun sollte die ganze im Verlaufe dieser Razzia zusammengeraffte Kinderschaar, die erwähnte Hauptstraße passirend, wie eine für die Schlachtbank reife Schafheerde dem Hauptdepot im Militär-Transporthause eingeliefert werden.

Um nun dem unsagbar traurigen und die tiefinnerste Seele erschütternden Anblicke dieser dem sicheren Verderben geweihten, abgehärmten und in ihrer Todesangst wimmernden Kleinen zu entrinnen, um den herzbrechenden Jammer der dem Unglückszuge nachwankenden und die Hände ringenden Mütter, um die zum

Himmel dringenden Verzweiflungsrufe der weinenden Väter, gramgebeugter Greise nicht zu hören, um dieser empörenden, in ihrer Gräßlichkeit jeder Beschreibung spottenden Scene auszuweichen, war die vom Mitleid ergriffene Einwohnerschaft geflohen, sie, die selbst unterdrückt, in ihrer Ohnmacht dem Urheber solcher himmelschreienden Gewaltakte nur im Stillen fluchen, aber den Unglücklichen keinen Schutz und keine Rettung gewähren konnte.

Jetzt war auch der von Allen gemiedene und von Weitem schon durch wüstes Geschrei und lautes, krampfhaftes Weinen sich meldende verhängnißvolle Zug in Sicht gekommen, und die wenigen sich auf der Straße noch befindlichen Personen waren demselben wie entsetzt ausgewichen, indem sie links und rechts in Seitengäßchen verschwanden.

Die kleinen, zur Verschickung bestimmten Rekruten waren ihrem heutigen vorläufigen Ziele, dem Aufnahmsorte aller in der Stadt und in den umliegenden Ortschaften ausgehobenen Knaben, nahegekommen. Von diesem Depot aus sollten am nächsten Morgen die zukünftigen Vaterlandsvertheidiger, dem Wortlaute der allerdings wohlgemeinten Verordnung gemäß, im Schafpelze gekleidet, und, wenn erforderlich, mittelst Vorspannwagen nach der Gouvernements-Hauptstadt befördert werden, um von da, dem Sammelplatze der aus dem ganzen Gouvernement herbeigebrachten Kinder, den Marsch nach der Tausende von Werst entfernten Kolonie anzutreten. Aber Pelze und Vorspann waren nur auf dem Papier vorhanden, in Wirklichkeit hatte der verantwortliche Transportführer vor wenigen Tagen einige hundert Rubel im „Stoß" verloren oder einen Theil der für den Convoi berechneten Verpflegungs- und Equipirungsgelder zu anderen ähnlichen Zwecken verwendet und konnte es ihm ja übrigens vollkommen gleichgiltig sein, ob die armen Geschöpfe einige Wochen früher oder später an Erkältung oder an sonst welcher Krankheit zu Grunde gehen werden.

Je näher die Kolonne dem Transporthause kam, desto reichlicher flossen die Thränen, desto lauter und schauriger durchzitterten die Klagerufe der verzweifelten Eltern die Luft.

Der Jammerzug war endlich zum Eingange des gleichzeitig als Garnisonsgefängniß umfassenden Hauses gelangt und sofort hatte die Eskorte um die kleine Mannschaft einen dichten, dreifachen Halbkreis gebildet; kein letzter Gruß, kein zärtliches Abschiedswort, nicht ein flüchtiger Blick mehr war den unglücklichen, in ihrem Seelenschmerze schier vergehenden Müttern gestattet worden. Das Thor des von einem Militär-Kordon umringten Gebäudes wurde den Angekommenen geöffnet und unter gräßlichem, weithin gellendem Aufschrei der Zurückgebliebenen wieder geschlossen; wie für die aus dem Leben Geschiedenen, gab es für die darin gefangenen Kinder kein Wiedersehen, keine Zukunft mehr, sie waren für ihre Eltern gestorben und begraben.

Inland.

New York, 29. November 1886.

Moses Ehrich, 50 Jahre alt, ein Juwelier, der sich vom Geschäfte zurückgezogen hat, begab sich heute in die Barbierstube No. 55 Dritte Avenue und erklärte, ein Bad nehmen zu wollen. Während er allein war, öffnet er sich die Arterien des linken Armes mit einem Rasirmesser und ließ das Blut in das Badewasser abfließen. Er ist ein hoffnungsloser Invalide gewesen und in diesem Umstande allein vermag man die Ursache zu dem Selbstmorde zu sehen.

Newark, N. J., Nov. 1886.

Sämmtliche Israeliten von Newark und New Brunswick haben die Fleischer-Firma Dempsey & Hammell, welche kürzlich einen Laden in New Brunswick eröffnet haben, geboycottet. Das Hauptgeschäft der Firma ist in Newark. Als sie ihren New Brunswicker Laden aufmachte, vertheilte sie Plakate, auf deren Rückseite zu lesen war: „Wir garantiren Maß und Gewicht, da wir keine Juden in unserem Geschäft angestellt haben." In Folge dessen hält sich die jüdische Kundschaft fern. Herr Dempsey sagt, daß die anstößige Bemerkung nur des Scherzes halber auf ein Dutzend Exemplare gedruckt worden ist, der Drucker behauptet aber, daß er 3000 dieser judenfeindlichen Plakate hergestellt hat.

Wheeling, W. Va., 20. Nov. 1886.

Gestern Abend hielt Rev. Dr. Seßler in der Synagoge eine Rede, welche als Antwort auf den lächerlichen Versuch Rev. Moody's, ihn zu einem Proselyten zu machen, gelten kann. Der Dr. hatte sich Jesaias, Capitel 43, gewählt, in welchem es heißt:

„Ihr seid meine Zeugen, spricht der Herr, und mein Knecht, den ich erwählte, auf daß ihr es erkennt und mir glaubt und einsehet, daß ich es bin. Vor mir ward kein Gott gebildet und nach mir wird keiner sein. Ich bin der Herr und außer mir ist kein Retter.

Er führte den Text vor einer zahlreichen, ausgewählten Zuhörerschaft ganz ausgezeichnet durch. Er bewies, daß fast die ganze Welt daran glaubt, daß es einen Gott gibt, der Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde schuf, und hielt alle Anwesende fünfzig Minuten so gespannt, daß sie nicht müde wurden, seinen Worten zu lauschen. Keine Kirche griff er an, sondern lobte eine jede, die Wahrheitsliebe, Nächstenliebe, Religion und Einigkeit predige, erniedrigte aber alle Heuchler, die da predigen, daß der Mensch verdammt sei und in die Hölle gehen müsse, weil er ein Glas Wein oder Bier getrunken, ein Theater besucht, getanzt oder vergnügungshalber in einem Park verweilt habe. Diese Art Kasteiung stellte er als lächerlich und nicht den Gesetzen Gottes entsprechend dar. In schönen, würdigen Worten setzte er auseinander, wie das Judenthum, dessen altes Testament die Mutter aller Religionen, die auf diesen Namen Anspruch haben, gewesen sei, keine Missionäre aussende, um das Christenthum zu bekehren, und wies darauf hin, wie die herrlichen Worte Christi, Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, (?) darauf weise, Wahrheit, Liebe, Einigkeit und Friede zu predigen. Er schloß mit einem Dank für die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, welche er oftmals die Synagoge zu besuchen einlud. Es waren sehr viele Christen anwesend, die den schönen Worten dieses tüchtigen Rabbiners aufmerksam lauschten.

Wheelinger Volksblatt.

Ft. Wayne, Ind., 19. Nov. 1886.

Gestern Abend feierte Frau Eppstein, Gemahlin des verstorbenen M. Eppstein, ehemaligen Oberlehrers in Hechingen, im Hause des Herrn M. Frank ihr 80. Geburtstagsfest. Eine große Anzahl Freunde und Bekannte hatte sich zu dem Feste eingefunden. Frau Eppstein ist die Mutter der Frau Oppenheim und der Frau Frank und erfreut sich trotz ihres hohen Alters einer guten Gesundheit. Wir wünschen, daß die hochbetagte Greisin bis an ihr Ende in Gesundheit und Wohlergehen leben möge.

Indiana Staats-Zeitung.

Lokales.

Vorlesung diesen (Freitag) Abend im Bene Jeschurun Tempel von Dr. Wise über das Thema: „Der Fortschritt von hundert Jahren in der politischen Organisation der Menschheit". Nichtmitglieder der Gemeinde sind höflichst ersucht, Sitze oben im Tempel, so nahe der Kanzel als möglich zu nehmen.

Ausland.

Dublin, 28. Oktober. — In der vorigen Woche ist die Hauptstadt Irlands in die Reihe derjenigen Städte eingetreten, in welchen die Judenhetze einzuschmuggeln versucht wird, indem hier die erste judenfeindliche Demonstration im vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland stattfand. Im Laufe der Woche wurden nämlich an vielen Stellen der Stadt Plakate angeschlagen, welche, auch wenn abgerissen, immer wieder erneuert wurden. Wo irgend ein freier Platz vorhanden ist, da leuchteten die großen Buchstaben der Plakate weithin lesbar. Die Ueberschrift derselben lautet: „Invasion Irlands durch deutsche Juden, Drehorgelspieler und Straßen-Musikanten." In dem Pamphlet wird gesagt, daß die aus Rußland vertriebenen Juden schaarenweise in Irland eingewandert seien und Handel und Wandel zu Grunde richten, weil sie jedes Mittel anwenden, um die Konkurrenz zu Grunde zu richten. Jeder Ire sollte nur bei Iren kaufen und dadurch die Juden zwingen, das Lund zu verlassen. Der Schluß lautet: „Irland für die Iren, nicht für die Juden. Habt Acht vor den Geldverleihern, welche ankündigen, daß sie ohne Pfandunterlage borgen. Sie sind Juden, tragen aber irische Namen." Es ist auch bereits vorgekommen, daß einige ausländische Juden mißhandelt worden sind. Die Behörden sind auf das Treiben natürlich aufmerksam geworden und empfahlen größte Zurückhaltung, namentlich aber Vermeidung jeder Repressiv-Maßregel, um dem Vorkommniß keine größere Ausdehnung zu geben. Der „Evening Telegraph" schreibt in einem Leitartikel: „An vernünftige Menschen brauchen wir nicht vergebens zu appelliren. Die Juden hatten in der Weltgeschichte ein hartes Loos. Auf dem ganzen Erdball giebt es nur ein Volk, welches annähernd solche Verfolgungen erduldet hat, wie die Juden, und dieses ist das irische. Die Geschichte weiß zu unserem Ruhme zu berichten, daß Irland, so lange es frei war, allein unter allen Völkern sich von dem Odium frei gehalten hat, die Juden, welche als Nation aus ihrem eigenen Lande vertrieben worden sind, verfolgt und verjagt zu haben. Die Iren, durch Mißregierung aus der Heimath vertrieben, haben in manchem Lande Zuflucht gesucht. Die Geschichte unserer Race muß uns lehren, daß, wenn ein anderer verfolgter Stamm, dem das Schicksal eine schwere Last aufgebürdet hat, hier bei uns ein Asyl gesucht hat, derselbe nicht der Böswilligkeit zum Opfer fallen darf, sondern fühlen muß, daß die Abstammung ehrenhaften und friedlichen Bürgern keine Verfolgung unter einer Nation zuziehen kann, welche selbst schwer und hart um ihre Befreiung ringt."

Amsterdam, im Oktober. — Das Verbrechen bei den Juden: Aus einer Statistik der während des Jahres 1885 in dem ganzen Königreich der Niederlande bestraften Personen ergiebt sich, daß im ganzen 160 Israeliten 8,866 Protestanten und 5,655 Katholiken gegenüber stehen. Das Verhältniß ist auf Tausend 3,30 für die Protestanten, 3,00 für die Katholiken und 1,80 für die Israeliten.

Berlin. — Zwei reiche jüdische Kaufleute, Namens Reichenheim und Consul Behrendt, haben der Stadt Berlin 150,000 resp. 300,000 Mark für Lehrerinnen- und Wittwen- und Waisen-Unterstützung vermacht.

Berlin, 2 November. — Von der „Antisemitischen Korrespondenz," welche bekanntlich mit der Ueberschrift „Diskret" „nur an zuverlässige Parteigenossen" versandt wird, ist, wie die „Freis. Ztg." meldet, wiederum ein Heft erschienen, das von Neuem den Beweis liefert, wie kläglich das Unternehmen selbst Schiffbruch gelitten hat, und mit welchen elenden Mitteln die sauberen Herren ihre Ziele zu erreichen suchen. Im ersten Artikel wird geklagt, daß die bisherigen Geldeingänge „leider noch um etwas hinter den entstandenen Ausgaben zurückgeblieben sind," da ein großer Theil der Empfänger der Correspondenz noch keinen Portobeitrag (ganze 50 Pfennige! (12 Cts.) Sicherlich eine rührende Opferfreudigkeit im Dienste der „heiligen Sache!") eingesandt hat. Wenn die 5000 Empfänger nur je 50 Pfenige eingesandt hätten, so würden die Kosten, welche im Laufe eines Jahres entstanden sind, nahezu gedeckt sein. „Leider ist von vielen nicht einmal dieser bescheidenen Anforderung genügt worden."

Wien, 25. Oktober. — Es wurde seinerzeit durch die Journale bekannt, daß Herr Alexander Freiherr von Popper mit seiner confessionslosen Braut eine Civilehe in Wien geschlossen hat. Vor kurzer Zeit wurde derselbe durch die Geburt eines Sohnes beglückt. Der neugeborene Baron von Popper wurde beschnitten und wird im Judenthum erzogen werden.

Bukarest, 26. Oktober. — Wie berichtet wurde, hat der famose Veranstalter des Antisemitencongresses, Moroiu, gegen Herrn Rabbiner Dr. Beck die Beleidigungsklage angestrengt, weil dieser in seiner trefflichen „Revista Israelita" das kriegsgerichtliche Urtheil mittheilte, wonach Moroiu infam cassirt wurde. Nachdem Dr. Beck von der Staatsanwaltschaft freigesprochen worden, erneuerte Moroiu die Klage vor dem Geschwornen-Gericht, das in Rumänien die Instanz für Preßvergehen ist. Die Verhandlung fand am ersten Sukkoth-Tage statt und endete, wie dies bei rumänischen Geschworenen nicht anders zu erwarten war, mit der Verurtheilung des Herrn Dr. Beck, trotzdem derselbe die Nummer des officiellen Amtsblattes präsentirte, das die Cassirung Moroiu's enthält. Dr. Beck wurde zu einer Geldstrafe von 200 Fr. und zur Leistung eines Schadenersatzes in der Höhe von 700 Francs verurtheilt.

Miscellen.

Trost.

Laßt ruhig heut' die Männer klagen,
Daß Alles falsch, was Frauen tragen:
So falsche Zähne in dem Munde,
Mit falschen Waden oft im Bunde,
Und falsche Hüften, falsche Haare
Und mehr dergleichen falsche Waare.

Weit schlimmer stand's in alten Zeiten,
Als noch die Seher prophezeiten.
Die künden uns von einer Mode,
Die manchmal führte rasch zum Tode.
Auch David hat davon gesungen —
Von falschen Lippen, falschen Zungen.

Cohen-Rees a. Rhein.

Gedanken.

Von Heinrich Byron.

Es kommt nicht darauf an, ob man an gewissen Tagen ißt oder nicht, oder was man ißt, sondern darauf, ob man zu jeder Zeit von seinem Ueberflüsse den Dürftigen zu essen gibt.

Seit vier Jahrtausenden stehen die Juden wie ein Wunder da; eine unvermischte Welle mitten im wogenden Weltmeere. Diesem Wunder verdanken wir schon die Bibel und den auf derselben begründeten Koran, und wer weiß, welche Wunderblumen uns noch daraus entsprießen werden? —

Heucks Opera House.

Das kunstliebende Publikum unserer Stadt wird die Nachricht, daß in der am 5. December beginnenden Woche hierselbst ein Cyclus deutscher Opernvorstellungen gegeben werden wird, sicherlich mit Genugthuung begrüßen. Es ist dies Herrn Amberg's Thalia Opern-Gesellschaft von New-York, welche zur Zeit eine Kunstreise durch die Vereinigten Staaten macht und in den größten Städten außerordentliche Erfolge erzielt hat. Die Gesellschaft ist aus ausgezeichneten Kräften zusammengesetzt und sind daher künstlerisch vollendete Vorstellungen zu erwarten. Ein Theil der Künstler und Künstlerinnen sind bereits früher in Cincinnati aufgetreten und zwar bei den vor mehreren Jahren hierselbst stattgehabten Aufführungen der Operette „Der lustige Krieg". Folgende sind die leitenden Kräfte der Gesellschaft: Frl. Selma Kronold, Prima Donna; Frl. Emmie Meffert, Soubrette; Frl. Lucie Colmar, Frau [illegible] Albertine Habrich; Herr Ferdinand Schuetz und Herr Eduard Elsbach, Tenor; Herr Max Lube, Herr Otto Rathjens und Herr Otto Meyer, Bariton; Herr Hermann Gerold, Baß; Herr Paul Steindorff, erster, und Herr Rudolf Reese, zweiter Dirigent. Der Chor besteht aus je zwanzig geschulten Herren und Damen.

Das Repertoir des Gastspiels ist ein sehr interessantes und ansprechendes und zwar das folgende:

Sonntag, 5. December, „Bettelstudent".
Montag, 6. December, „Nonon".
Dienstag, 7. Dec., „Czar u. Zimmermann"
Mittwoch. 8. December, „Feldprediger".
Donnerstag, 9. Decemb., „Don Caesar".
Freitag, 10. December, „Gasparone."
Samstag, 11. Dec., (Matinee) „Nanon",
Samstag Abend, 11. Dec., (zum ersten Male hier:) „Der Trompeter von Saeckingen".

Was die zur Aufführung bestimmten Werke betrifft, so sind dieselben, wenn auch in englischer Sprache, bereits sämmtlich hier gegeben worden, mit Ausnahme des „Trompeter von Saeckingen", einer neuen Oper des Herrn Emil Kaiser, welcher ein ganz bedeutender Ruf vorangeht.

Verlobungen.

Stichler—Forgolston. — Herr Henry Stichler von Texarkana, Ark., mit Frl. Annie Forgolston von Marshall, Tex. Keine Karten.

Sessel—Wolf. — Herr Jacob Sessel mit Frl. Carrie J. Wolf, beide von Memphis, Tenn.

☞ Verlangt wird zu wissen die Adresse des Emil Landsberger aus Breslau, der zuletzt in Michigan als Hausirer reiste. Mittheilung zu senden an die Office dieses Blattes.

Das ehemalige Fräulein Landsberger, jetzt in Cincinnati verheirathet, wird höflichst ersucht, ihre Adresse nach dieser Office zu schicken.